



Aus Marsbergs Geschichte

Hagemann, Ludwig

Niedermarsberg, [ca. 1938]

XXI. Bergwerke und Hütten; Kupfer und Eisenindustrie in Marsberg.
Goldwaschversuche in der Diemel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99269)

XXI.

Bergwerke und Hütten; Kupfer- und Eisenindustrie in Marsberg. Goldwaschversuche in der Diemel.

Der Bergbau im allgemeinen ist viel älter, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Schon ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wurde Bergbau betrieben, nicht auf Kohlen, auch nicht auf Gold und Silber, sondern zuerst auf Kupfer, dann auf Eisen und andere Metalle. Man nimmt allgemein an, daß das Gold, wo es vorkam, dem Menschen überall zuerst in die Augen gefallen sei, und da die meisten Flüsse in ihrem Geröll und Sand Gold führen, so wird dieses Edelmetall, als es vom Menschen noch gar nicht gesucht war, überaus häufig und weit verbreitet gewesen sein. Aber das Gold war für eine praktische Verwendung unbrauchbar. Das erste Metall, das dafür in Frage kam, war Kupfer, das daher schon in frühester Zeit aus Erzen gewonnen wurde. Ist man doch heute dahin übereingekommen, vor dem Bronzezeitalter ein Kupferzeitalter einzuschieben, das — wenigstens in manchen Ländern — auf die Steinzeit gefolgt ist.

Zur Bergarbeit wurden anfänglich die Kriegsgefangenen, die Sklaven und Verbrecher gezwungen, so namentlich bei den Griechen und Römern. In Deutschland dagegen, wo der Bergbau erst im Mittelalter aufkam, bildeten die Bergleute einen ehrenwerten Stand für sich. Sie waren der Hörigkeit nicht unterworfen wie die Bauern, sondern waren unmittelbare Staatsuntertanen und hatten das Recht der Freizügigkeit. Deshalb hielten sie besonders viel auf ihre Standesehre. „Kein angeschuldigter Totschläger, kein überwiesener Dieb, Ehebrecher oder dergleichen anrühige Person“ wurde in die Knappschaft aufgenommen. Die Bergleute achteten ihren Stand so hoch, daß „Verbrecher und andere unehrliche Leute“ von der Bergarbeit ausgeschlossen waren. Die Bergarbeiter wurden vereidet und mußten stets ihre besondere Kleidung und die Bergparte (Barte), eine Waffe von der Gestalt eines kleinen Beiles, tragen.

Die Knappen zeichneten sich durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch Frömmigkeit und redlichen Lebenswandel aus. Oft wird berichtet, daß Knappschaften Wachskerzen und sogar ganze Altäre für die

Kirchen, auch wohl das Gehalt für Geistliche, gestiftet haben.

Die Bergleute waren in der ersten Zeit zugleich die Unternehmer, weil eben zu dem damaligen einfachen Stollenbetrieb nur Arbeitskräfte erforderlich waren, während es des Kapitals dabei so gut wie gar nicht bedurfte. Sie unterstanden nicht den gewöhnlichen Gerichten, sondern nur dem Bergamte.

In unserer Zeit ist im Bergbau manches anders geworden. Die Bergleute sind längst nicht mehr selbständig. Sobald der Bergbau größeren Umfang annimmt und bedeutende Kapitalien erfordert, bilden sich jetzt eigene Gewerkschaften, die große Summen dafür aufbringen.¹⁾

Das Bergregal, d. h. das Recht auf die Gewinnung der Mineralien unter der Erde, besaßen in der fränkischen und hohenzollernischen Zeit die Könige. Sie gestatteten den Bergbau auch Privaten, ohne damit aber auf das Bergregal zu verzichten. Durch die goldene Bulle (1356) wurde das Bergregal den Kurfürsten zugesprochen; seit dem westfälischen Frieden (1648) erscheint es als Bestandteil der Landeshoheit. Das Abbaurecht wurde mehr und mehr Privaten bewilligt. In neuester Zeit ist das Bergregal meist aufgehoben, und der Staat hat sich die sog. „Berghoheit“, die rechtliche Regelung des Bergwesens, vorbehalten.²⁾ Durch das „Allgemeine Berggesetz“ vom 24. Juni 1865 ist das ganze Bergwesen für die preußischen Staaten geregelt worden.

In der heutigen Provinz Westfalen waren es das kölnische Sauerland, die Grafschaft Arnsberg und das bergische Land, worin der Bergbau betrieben wurde. Hier wurden wenigstens seit dem 10. Jahrhundert nicht bloß minderwertige Metalle, sondern auch Gold- und Silbererze, wenn auch nicht in bedeutenden Mengen, gefördert.³⁾

Kupfer wurde insbesondere im Briloner Bezirk, im Olper Revier, in der Twiste und im Distriktsfelde der „Stadtberger Hütte“ gegraben.⁴⁾ Die Kupfergruben der „Stadtberger Hütte“ liegen im Süden und Osten von Niedermarsberg, am Ostende des rheinisch-westfälischen Schiefergebirges.

Von welcher Zeit an der Bergbau auf Kupfer in Marsberg betrieben worden ist, kann nicht genau angegeben werden. Auf jeden Fall geschah dies aber schon sehr früh. G. v. Detten schreibt: „Die Mönche von Corvey betrieben seit dem 10. Jahrhundert den Bergbau auf alle,

¹⁾ Vergl. T. Kellen im „Deutschen Hausschatz“ Jahrg. 39 S. 165 ff.

²⁾ Herders Konversations-Lexikon I. S. 1377 f.

³⁾ G. v. Detten, Westf. Wirtschaftsleben im Mittelalter, S. 147.

⁴⁾ A. a. O. S. 151.

auch die edelsten Metalle am Harz und in Marsberg und bezogen das Material zu ihren Kunstwerken in Metall, die in Corvey von besonderen Gießern und Schmieden gefertigt wurden, aus eigenen Hütten und Hammerwerken.“¹⁾

Aus dem Verzeichnisse der Abgaben, die Horhusen an das Kloster Corvey zur Zeit des Abtes Marquard (1082—1106) liefern mußte, ergibt sich, daß im 11. Jahrhundert hier schon ein bedeutender Metallbetrieb bestand. Es mußten nämlich von Horhusen an Corvey neben anderen Gegenständen jährlich 50 Stück in der Fabrik angefertigter Messer, Rasiermesser und Feuerzangen geliefert werden.²⁾

Im folgenden Jahrhundert, und zwar im Jahre 1150, ließ sich der Abt Wigbold von Corvey, um sich die Erträgnisse des Bergbaues zu sichern, von König Konrad III. das Recht verleihen, innerhalb des Bereiches der Eresburg Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn für den Gebrauch des Klosters zu graben und zu verarbeiten.

Die bedeutsame Urkunde, durch die die Benediktiner im Jahre 1150 das Recht auf den Bergbau in Marsberg erhielten, hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Wir Konrad,³⁾ durch Gottes Gnade König, gewähren dem Abt Wigbold von Corvey und seinen rechtmäßigen Nachfolgern für immer das Recht, alles Metall zu graben, das in dem dem Kloster Corvey gehörigen Eresberge verborgen ist, nämlich Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und alles Geld, sei es roh, sei es verarbeitet. Dieses Recht, das wir durch die vorliegende Urkunde bestätigen, erteilen wir dir und durch dich dem Kloster Corvey. Es soll dir und deinen Nachfolgern erlaubt sein, ohne Widerspruch irgend einer Person, in dem genannten Berge zu graben, alles Metall, das gefunden wird, herauszunehmen, einzuschmelzen und für deinen und deines Klosters Gebrauch frei zu verarbeiten, damit die Corvey'sche Kirche um so besser die geistlichen und weltlichen Interessen befördern könne. Gegeben zu Würzburg im Jahre 1150 nach Christi Geburt.“⁴⁾

Kaiser Heinrich VI. bestätigte 1192 dem Kloster diese Rechte und dehnte sie auf alle Besitzungen der Abtei — „mögen sie zu eigen oder nur nach Besitzrecht besessen sein“ — aus.⁵⁾

¹⁾ A. a. O. S. 160.

²⁾ Kindlinger, Münstersche Beiträge Bd. II. S. 221. G. v. Detten, a. a. O. S. 154.

³⁾ Konrad III., der erste Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen (1138-1152).

⁴⁾ S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen Bd. II. Nr. 51.

⁵⁾ G. v. Detten, a. a. O. S. 147.

Nach den ältesten Registern des Klosters Werden bei Essen, die zur Zeit des dortigen Abtes Wilhelm († 1160) angefertigt worden sind, pflegte ein Einwohner von Horhusen mit Namen Eggihard dorthin kupferne Kessel und anderes Hausgerät von Metall zu bringen und zu vertreiben.¹⁾ Es ergibt sich daraus, daß damals hier schon Kupfer verarbeitet und geschmiedet wurde.

Unter dem 5. Januar 1273 beurkunden Bürgermeister und Rat zu Marsberg und Corbach einen Vergleich zwischen den Rittern von Esbeke²⁾ und dem Kloster Bredelar, worin sich die Ritter in einem bestimmten Teile des verliehenen Feldes, nämlich in der Arneslith, die aufstehenden Bäume und die Metalle unter dem Boden vorbehalten.³⁾

Im 13. Jahrhundert scheint der Bergbau in Marsberg am regsten betrieben worden zu sein. Natürlich war der Bergbau des Mittelalters zur Auffindung des Kupfererzes sehr einfach und mit den heutigen Verhältnissen auf diesem Gebiete nicht im geringsten zu vergleichen. Zuerst bestand der Bergbau in dem steinbruchmäßigen Nachgraben der zutage tretenden Gänge oder Metalladern, — sog. Tagebau, wie er an der südöstlichen Seite von Obermarsberg noch sichtbar ist.⁴⁾

Später wurden Schachte angelegt. Diese, nicht weit von einander entfernt, glichen Brunnen und hatten unten als Nebengänge Löcher, worin die Bergleute nur kriechend oder liegend arbeiten konnten. Die Schachte waren sehr eng, oft nur $\frac{1}{2}$ Meter im Quadrat, ohne Sprossenleitern. Jene Schachte, die im weichen Gebirge getrieben wurden, wurden mit Flechtruten ausgekleidet. Man kann diese Schachte bei den alten Kupfergruben bei Borntosten noch sehen. In den jetzigen Bergwerken, besonders im Eresberge (z. B. in der Grube Mina), sind die Arbeiter wiederholt in die früheren Gänge geraten und haben früher gebrauchte Gerätschaften, z. B. hölzerne, mit Eisen beschlagene Hämmer, sog. Holzkeulen, „Grabschuten“ aus einem Stück, ferner Sandalen, Knieleder, Schurzfelle, spitze, geflochtene Hüte und Erzkörbe aufgefunden.⁵⁾ Die Erzkörbe, einer Tasche ähnlich, wurden mittels dicker Baststricke am

¹⁾ S. Seibertz, Urkunden Bd. III. S. 418.

²⁾ Esbeke, auch Esebeck, früheres Dorf zwischen Giershagen und Adorf, war Burgsitz der von Dickeber oder Dickbier und kam 1526 von dem Grafen von Waldeck an das Kloster Bredelar. Der Ort hatte eine Kapelle, die dort lag, wo es noch jetzt „bei der Kirche“ heißt. Adorf und Giershagen haben nach einem Vergleich von 1582 im Esbecker Felde die Sammhude. (Varnhagen, Waldeckische Landes- und Regentengeschichte, S. 45.)

³⁾ H. v. Achenbach, gem. deutsches Bergrecht I. S. 34, 68.

⁴⁾ G. von Detten, a. a. O. S. 146.

⁵⁾ Verschiedene dieser Gegenstände befinden sich jetzt im Museum des Paderborner Altertumsvereins.

Halse getragen und dienten dazu, die Erze aus den Gruben zu schaffen.

Es scheint, daß diese Schachte nur von einzelnen Personen betrieben wurden, die dann die gefundenen Erze an eine Gewerkschaft verkauften.¹⁾

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts fing man allmählich an, Tiefbau zu treiben; man näherte sich nach und nach wenigstens einigermaßen dem förmlichen Bergwerksbetriebe von heute.²⁾

In Marsberg grub man in der angegebenen Weise nach Kupfer besonders am Eresberge, am Bilstein, am Jittenberge, bei der „Kunst“ und beim Beuststollen.³⁾

Im 17. und 18. Jahrhundert arbeiteten die Bergleute nur acht Stunden am Tage, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwölf Stunden, jedoch am Mittwoch und Samstag bloß acht. Die Schicht begann 4 Uhr morgens. Um 3 Uhr zogen zwei Trommler zum „Weckruf“ durch die Straßen der Stadt. Lange Zeit waren Johann und Anton Wegener die Tambouren; das von ihnen bewohnte Haus im Kötterhagen hat den Beinamen „Tambouren-Wegener“ bis heute behalten. Eine von den alten Bergmannstrommeln befindet sich noch im Besitze der Stadtberger Hütte.

Die gefundenen Kupfererze wurden geschmolzen, und zwar auf sechs verschiedenen Kupferhütten, die zum Teil an der Glinde (z. B. die Sillingser, die Natorp'sche Hütte), zum Teil an der Diemel (z. B. die Hütten beim Mos- oder Max-Hammer und „bei der Kunst“) lagen. Das gewonnene Rohkupfer aber wurde gehämmert auf dem an der Diemel belegenen Kupferhammer, der später in einen Eisenhammer und dann in die Papierfabrik umgewandelt wurde.

Unter den erwähnten Kupferhütten ragte besonders die Natorp'sche Hütte hervor. Der Hüttenfaktor Johann Theodor Natorp hier (geboren 1724), dessen Wohnhaus in der Hauptstraße (jetzt Firma A. Becker) lag, war um die Mitte des 18. Jahrhunderts der angesehenste Bürger Niedermarsbergs. Er erwies den Kapuzinern hochherzige Gastfreundschaft, als diese am 29. November 1744 hier ankamen, um hier eine Niederlassung zu gründen. Er pachtete am 11. November 1773 das „Berg-, Hütten- und Hammerwerk“ in Altenbeken auf zwölf Jahre gegen einen jährlichen Pachtzins von 600 Talern. Durch Zession (datiert Stadtberge, den 5. Oktober 1775) trat der Pächter alle Rechte aus dem Pachtvertrage an seinen Sohn Ignaz Adolf Natorp (hier geboren 1745)

¹⁾ Vergl. Caspari, a. a. O. S. 37.

²⁾ G. v. Detten, a. a. O. S. 146.

³⁾ Der Beuststollen, angelegt im Jahre 1838, hat seinen Namen von einem Berghauptmann Beust.

ab.¹⁾ Später heißen sie von Natorp. Ein Enkel des eben genannten Ignaz Adolf war Karl von Natorp, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Oberlandesgerichtsrat und Geheimer Justizrat in Paderborn war.

Zu den größeren Gußwerken, die hier hergestellt wurden, gehörten vor allem die Glocken. Die erste Glocke in der Kirche zu Essentho im Gewichte von 161 Pfund war 1701 von Marsberg bezogen worden. Ebenso war die kleinste Glocke in der hiesigen alten Magnuskirche im Jahre 1710 hier hergestellt. Am 2. März 1755 lieferte nach einer Notiz in einem leider verbrannten Kirchenbuch zu Essentho der Hüttenfaktor Anton Wilhelm Todt, derselbe, der 1749 den Kapuzinern den Bauplatz zum Kloster schenkte, der Kirche zu Essentho die zweite Glocke im Gewicht von 149 Pfund für 60 Taler.²⁾

Die Kölner Kurfürsten, die damaligen Landesherren, hatten schon seit dem 16. Jahrhundert dem Bergbau ein lebhaftes Interesse entgegengebracht. Zahlreiche Bergordnungen beweisen das; von 1533 bis 1669 sind allein sechs Bergordnungen für den Kurstaat erlassen worden. Für die westfälischen Bergwerke, die zu den bedeutendsten des Erzstiftes Köln gehörten, war bereits im Jahre 1557 eine besondere Verwaltung eingerichtet worden, aus der sich später die westfälische Bergbehörde oder das Oberbergamt entwickelte. Dieses hatte seinen Sitz in Brilon und bestand aus einem Berghauptmann, einem Bergrat, einem Bergmeister, einem Bergschreiber und zwei Berggeschworenen.³⁾ Der Sitz des westfälischen Oberbergamts wurde später nach Dortmund, 1865 aber nach Bonn in das ehemalige Kurfürstliche Schloß verlegt. Das Königliche Bergrevieramt, dem der hiesige Bergbau zunächst unterstand, befand sich anfangs in Brilon, wurde dann nach Siegen, 1861 nach Meschede, 1863 wieder nach Brilon (Bergmeister Buff) und 1865 nach Arnsberg verlegt, wo es sich noch heute befindet.

Von allen Hütten und Hämmern mußte an den Kölner Kurfürsten eine gewisse Abgabe, der „Hütten- und Hammerzins“, gezahlt werden.

Die Bergbeamten selbst, ebenso sämtliche Berg- und Hüttenleute, waren von Steuern befreit. Dies war in der geltenden sog. „Bergfreiheit“ einbegriffen. Der Kurfürst Max Heinrich hatte schon 1679 dekretiert, daß die Genannten nicht nur von den Kopfsteuern, sondern auch von Spann- und Handdiensten, Einquartierungen und anderen außer-

¹⁾ Westf. Zeitschr. Bd. 58 S. 175.

²⁾ Caspari, a. a. O. S. 37 und 51.

³⁾ Westf. Zeitschr. Bd. 65 I. S. 243,

ordentlichen Lasten frei sein sollten. Als diese Verordnung im 18. Jahrhundert nicht mehr beachtet wurde, schärfte Kurfürst Klemens August sie am 24. Februar 1760 von neuem ein. Auf diesen Erlaß sich berufend, hielten sich viele Marsberger Einwohner während des siebenjährigen Krieges von den öffentlichen Lasten für befreit. Wenn aber die Berg- und Hüttenleute außer der „ledigen Wohnung“ noch Ländereien besaßen, so mußten sie von diesen Grundsteuern bezahlen.¹⁾

Dem Bergamte war aufgetragen, dafür Sorge zu tragen, daß alle Personen, die die „Bergfreiheit“ genossen, „sich mit gehöriger Uniform und Bergschild bekleideten“; ihren Fuhrwerken mußte ein mit Schlegel und Eisen gestempeltes Bergzeichen angeheftet sein.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde auch bei dem nahen Essentho Kupfer gewonnen. Seit 1712 erschürfte Ludwig Wegener, der im Herzogtum Westfalen verschiedene Bergwerke, Hütten und Hämmer betrieb, mit einigen Interessenten am „Hohe Loh“ unweit Essentho die ersten Kupfererze. Diese wurden nach Marsberg gebracht und hier auf gepachteten „Hulden“ geschmolzen. Die Huldenspacht betrug für jeden Tag, an dem geschmolzen wurde, 12 Groschen. Die Anlage einer eigenen Schmelzhütte in Essentho hätte sich bei der geringen Ausbeute der betriebenen Gruben nicht gelohnt.

Das kurkölnische Bergamt in Brilon verlangte im Jahre 1715 von den aus den Essenthoer Gruben nach Marsberg verfahrenen Erzen den halben Zehnten,²⁾ scheint aber mit seiner Forderung nicht durchgedrungen zu sein, da die Essenthoer Gewerke seit 1716 ohne Einspruch der Bergbehörde ihre Erze in Marsberg verhüttet haben.

Der Essenthoer Bergbau rentierte sich aber nicht. Von 1713 bis 1729 gingen 14167 Rtlr. 27 Gr. für verkauftes Kupfer ein, während 14959 Rtlr. 19 Gr. verausgabt wurden. 1729 wurde deshalb der Betrieb eingestellt. Später wurde noch wiederholt der Versuch gemacht, den Bergbau bei Essentho wieder aufleben zu lassen, aber jedesmal ohne dauernden Erfolg. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die auf den Halden des „verlassenen alten“ Kupferbergwerkes bei Essentho liegenden „sehr eisenschüssigen Berge“ auf der Marsberger Hütte beim Kupferschmelzen zugesetzt und dafür von der hiesigen Gewerkschaft ein jährliches Rezeßgeld von 2 Rtlr. an die fürstbischöfliche Regierung in Paderborn entrichtet.³⁾

Wie aus der oben mitgeteilten Urkunde vom Jahre 1150 hervorgeht,

¹⁾ A. a. O. S. 248. ²⁾ Weil Essentho zum Hochstift Paderborn gehörte.

³⁾ Westf. Zeitschr. Bd. 70 II. S. 303 ff.

wurde damals auch Edelmetall, sogar Gold in den hiesigen Bergen gefunden. Nach späteren Nachrichten wurde auch aus dem Alluvium (den Anschwemmungen) der Diemel Gold gewonnen oder, wie der Volksmund heute noch zu berichten weiß, „Gold gewaschen“.

Oberberghauptmann H. von Dechen berichtet darüber folgendes in seiner „geognostischen Beschreibung des Regierungsbezirkes Arnsberg“ (Verhandlung des naturhistorischen Vereins, Jahrg. 12, Bonn): „In dem Alluvium einiger Bäche und Flüsse des Regierungsbezirkes Arnsberg ist Gold enthalten, und zwar in der Diemel von Westheim über Stadtberge bis oberhalb der Einmündung der Rehne in dieselbe; in der Nähe von Stadtberge auf der Gansau am häufigsten.“

„Das Gold findet sich hier nur in kleinen Blättchen, niemals an einem Gestein ansitzend. Diese Blättchen treten in den Anschwemmungen dieser Bäche und Flüsse dort auf, wo größere Geschiebe von Faustgröße abgesetzt sind und wo darunter feiner Sand mit gröberen Geschieben liegt.“

Das Gold in diesen Anschwemmungen stammt ohne Zweifel aus den die Täler begrenzenden Gebirgen. Bei Beringhausen am Grottenberge im Hoppeketale ist eine alte Hüttenstätte, „das Goldhaus“ und ein alter Schacht, „der Goldschacht“ genannt, vorhanden, wo früher Goldbergbau betrieben sein soll. Dieser Schacht steht auf der Fortsetzung des Rotensteinlagers des Grottenberges, der hier sehr viel Schwefelkies führt. Daß er Gold enthalte, hat nicht ermittelt werden können. Dagegen ist am Eisenberge bei Goldhausen in der Nähe von Corbach im Fürstentum Waldeck Goldbergbau betrieben worden. Das Gold liegt hier in roten Letten in dem Kieselschiefer, und die darin enthaltenen Schwefelkiese sind goldhaltig, wie neue Versuche dargetan haben.

„Das Goldvorkommen in den Anschwemmungen der Hoppecke,“ so schreibt H. von Dechen, „rührt daher auch sehr wahrscheinlich aus dem Kieselschiefer her, der von diesem Tale durchschnitten wird, und in dem möglicherweise in früheren Zeiten Bergbau, wie auf dem benachbarten Eisenberge bei Goldhausen, mag betrieben worden sein.“

Im nahen Waldeck scheint der Goldbergbau der älteste gewesen zu sein. In der „Zeitschrift für praktische Geologie,“ Heft 11, Jahrg. 1911, S. 376 heißt es: „Schon im Jahre 1244 erhob der Abt von Corvey hier den Goldzehnten. Bis zu dieser Zeit reicht der Goldbergbau im Eisenberge bei Corbach zurück, der erst 1847 zum Erliegen kam. Auch aus der Eder wurde schon früh Gold gewonnen.“

Eingehender aber und zuverlässiger berichtet über das Vorkommen

des Goldes in der Diemel Bergmeister Buff. Sein ausführlicher mit der Hand sorgfältig geschriebener Bericht, betitelt: „Goldwaschversuche in der Diemel, 1833“ liegt noch vor.

Am 25. November 1832 erhielt Bergmeister Buff vom Königlichen Bergamte in Siegen den Auftrag, über das Vorkommen des Goldes im Herzogtum Westfalen und über die ihm bekannten historischen und traditionellen Nachrichten Bericht zu erstatten. Dieser Bericht enthielt wesentlich nur traditionelle Nachrichten über das Vorkommen des Goldes zu Beringhausen und über den ehemaligen Goldbergbau am Eisenberge zu Goldhausen in Waldeck.

Am 17. Juni 1833 aber wurde Bergmeister Buff vom Bergamte in Siegen beauftragt, Waschversuche auf Gold im Flußtal der Diemel vorzunehmen. Am 1. Juli 1833 begann Buff seine Waschversuche, die er mehrere Wochen hindurch fortsetzte.

Am 28. Juli 1833 erstattete dann Bergmeister Buff dem Bergamte in Siegen „gehorsamsten Bericht die Waschversuche auf Gold betreffend.“ In diesem Berichte heißt es unter anderem: „Zu den Waschversuchen werden Schüsseln gebraucht, die von Holz angefertigt sind. Da aber dieselben in der gehörigen Größe in hiesiger Gegend nicht zu haben sind, habe ich eine von Eisenblech anfertigen lassen, in Gebrauch genommen und damit die gleichen Resultate gehabt. Doch ist ihre Anwendung weniger nützlich, als jene der Holzschüsseln, weil mehr Vorsicht erforderlich ist, um die Goldblättchen zu behalten, statt sie in die Flut zu waschen.“

Bergmeister Buff machte an der Diemel im ganzen 45 Waschversuche. Mit ganz wenigen Ausnahmen wurden bei allen Waschversuchen Goldblättchen gefunden, bald mehr, bald weniger. Er begann seine Versuche in der Nähe der ehemaligen Papierfabrik (Quinke) und schloß sie zwischen der Padberger Mühle und der Einmündung der Rehne in die Diemel. Die gewonnenen Goldblättchen nebst Sand — „das Gold und den Sand vorschriftsmäßig für sich, aus den Schüsseln heraus auf Papier gewaschen, und mit I., II., III. usw. bezeichnet“ — sandte er an das Bergamt in Siegen.

Über den ersten Versuch berichtet Bergmeister Buff: „Er wurde vorgenommen „am Grünenplatz“ auf dem rechten Diemelufer in groben Flußgeschieben auf mehreren Stellen bis zu zwei Fuß Tiefe und hatte den Erfolg, daß jede Schüssel 10 bis 12 Goldblättchen lieferte.“

Über den 19. Versuch wird berichtet: „An der Brücke von Stadtberge lieferten vier Schüsseln mit grobem Flußgrand sechs ziemlich starke und

mehrere kleine Goldblättchen.“

Über den 20. Versuch: „Oberhalb Stadtberge auf dem linken Diemel-
ufer, Gansau genannt, wurden 4 Schüsseln mit ganz groben Flußge-
schieben angefüllt und verwaschen. Sie lieferten etwa 12 Goldblättchen.“

Über den 22. Versuch: „Noch weiter hinauf, auf dem linken Ufer,
oben an der Gansau, wurden an zwei verschiedenen Stellen, an jeder
zwölf Schüsseln mit grobem Flußgrand gewaschen. Dabei enthielt jede
Schüssel 12 bis 16, eine aber 20 Goldblättchen. Unter diesen befanden
sich sehr große Blättchen, größere als sie bisher gefunden worden sind.“

Selbst in dem Rasen am Ufer der Diemel fanden sich Goldblättchen.
Über den 24. Versuch schreibt Bergmeister Buff: „Unterhalb der oberen
Brücke, unterm Hagen, wurden vier Schüsseln mit kleinem Flußgrande
gefüllt und verwaschen; es wurden aber keine Goldblättchen gefunden.
Dagegen wurde eine Schüssel mit Rasen gefüllt und verwaschen, die 6
bis 7 Blättchen enthielt.“

Wäre es nicht interessant, wenn auch heute unter Anleitung des Berg-
amtes einmal Goldwaschversuche an der Diemel angestellt würden?
Vielleicht haben wir das Gold, nach dem doch alles drängt, so nahe und
— wissen es nicht.

Im 18. Jahrhundert begann das Geschäft der Stadtberger Kupfer-
hütte mehr und mehr zu stocken. Die Kupfererze boten bei der da-
maligen Art der Kupfergewinnung wenig Ausbeute. Das jetzige Ver-
fahren, die Erze mit Salzsäure auszulaugen und auf diese Weise Kupfer
zu gewinnen, war noch nicht bekannt; alles Kupfer mußte vielmehr durch
Schmelzen der Erze gewonnen werden. Unter diesen Umständen war
die Arbeit nicht mehr lohnend, zumal da die Arbeitslöhne allmählich stie-
gen und der weite Transport der notwendigen Holzkohlen aus den wal-
deckischen Waldungen mit großen Unkosten verbunden war. Deshalb
wurden alle Bergwerke und die sechs Kupferhütten nach und nach still
gelegt.

Im Jahre 1818 nahm die preußische Regierung, die seit 1816
an die Stelle der hessischen getreten war, den Betrieb des Bergbaus
und die Kupferfabrikation wieder auf. Man baute damals, besonders
in den zwanziger Jahren, hauptsächlich die Zechsteinerze am Bilstein ab,
der Erfolg war aber gering.

Einen großen Aufschwung nahm der Bergbau, als sich im Jahre 1834
eine Gewerkschaft bildete.¹⁾ Sie führte 1859 das Verfahren ein, die

¹⁾ Der eigentliche Gründer der Gewerkschaft war der Gewerke Christian
Rhodius aus Linz.

Erze mit Salzsäure auszulaugen, und baute zugleich drei neue Hütten im Glindetale, die untere, mittlere und obere Hütte; die obere wurde in den Jahren 1860 und 1861 in eine Salzsäure-Laugerei umgewandelt. Die Gewerkschaft erwarb nicht nur die bisher vom Staate benutzten Gruben, nämlich Friederike am Bilstein, Oskar am Jittenberge und Mina am Kohlhagen, sondern kaufte nach und nach alle Kupfergruben im Umkreise an und schloß sie im Jahre 1859 zu einem „Distriktsfelde“ zusammen. Dieses Distriktsfeld, der sog. „Stadtberger Kupferdistrikt“, wird begrenzt durch eine Linie, die von Beringhausen nach dem Bahnhof Corbach läuft und von dort zum Leuchteberge (zwischen Wrexen und Scherfede) und dann über Meerhof und Essentho nach Beringhausen geht..

Neben dieser Gewerkschaft entstand am 9. Dezember 1856 die Gewerkschaft „Kupferfreund“, von Hüstege, Alsing, Stampfer und Linzen ins Leben gerufen. Sie hatte ihren Sitz in Unna; ihr Zweck war „der Bergbau resp. das Aufsuchen und Muten von Kupfererzen in der Umgegend von Stadtberge und die Verwertung der erworbenen Kupfergruben.“ Unter den Namen „Eugenie“, „Johann“, „Wilhelm“, und „Gute Hoffnung“ erschloß sie nach und nach vier Gruben. Die Tätigkeit der Gewerkschaft „Kupferfreund“ war aber nur von kurzer Dauer; ihre Gruben gingen bald in den Besitz der im Jahre 1834 gegründeten Gewerkschaft über.

Neues kräftiges Leben kam in die Kupfergewinnung, als am 12. Oktober 1872 die Aktiengesellschaft „Stadtberger Hütte“ mit einem Aktienkapital von 2500000 Mark gegründet wurde. Der gesamte Besitz des Stadtberger Kupferdistriktes ging durch Kauf in den Besitz der Gesellschaft über.

Die Kupfererze wurden im Jahre 1872 in zwei Vorkommen in den Grubenfeldern Oskar und Mina gewonnen; es wurden vornehmlich in Tagebauen nur oxydische Erze gefördert. Das zu dieser Zeit übliche Verfahren zur Kupfergewinnung war kurz folgendes:

Die Erze wurden grob zerkleinert (etwa auf Haselnußgröße) und dann mit verdünnter Salzsäure behandelt. Zu diesem Zwecke wurden sie nach der Zerkleinerung in rechteckige, in den Boden eingebaute Behälter eingefüllt. Die Erze enthielten im Durchschnitt 1,2—2% Kupfer. Nach dem Laugen wurden sie mit einem Restgehalt von etwa 0,2—0,4% Kupfer auf Halden gestürzt. Das ausgelöste Kupfer wurde mit Eisenschrott ausgefällt zu sogenanntem Zementkupfer, welches anfänglich in Krummöfen, später in einem Wassermantelschachtoven auf Schwarzkupfer

verschmolzen wurde. Dieses wiederum wurde in Raffinieröfen auf Raffinadkupfer verarbeitet.

Da zu Beginn der 70er Jahre und vor allem in den 80er Jahren die Elektro-Industrie ihren großen Aufschwung nahm, und Elektrolytkupfer noch in verhältnismäßig geringen Mengen auf den Markt kam, war das Stadtberger Kupfer, das infolge seiner hohen Reinheit eine gute Leitfähigkeit besaß, recht gesucht.

Bis zum Jahre 1879 wurden, wie schon erwähnt, ausschließlich oxydische Erze gefördert. Nun stieß man bei nach der Tiefe fortschreitenden Arbeiten zum erstenmal auf sulfidische Erze, die in der Hauptsache Buntkupfer und Kupferglanz führten. Die vorgenommenen Versuchsarbeiten deuteten darauf hin, daß das Vorkommen an sulfidischen Erzen recht bedeutend sein mußte. Zu gleicher Zeit stellte man auch fest, daß die Lager der oxydischen Erze wohl bald erschöpft sein würden.

Mit dem Jahre 1884 beginnt ein neuer Abschnitt in dem Verhüttungsprozeß der Marsberger Erze. Von diesem Jahr nimmt die Förderung an oxydischen Erzen sehr schnell ab, ihr Prozentsatz sinkt schon bald unter 50, bis im Jahre 1910 der Anteil an oxydischen Erzen kaum noch 5% beträgt.

Ab 1884 werden die sulfidischen Erze folgendermaßen verarbeitet: Die mit Schrott entkupferten Lösungen werden durch Zugabe von konzentrierter Salzsäure angesäuert. Mit dieser Lösung werden die auf Erbsengröße zerkleinerten Erze wiederholt behandelt, wobei das oxydische Kupfer in Lösung geht. Hierauf werden die feuchten Erze auf sogenannte „Grünhaufen“ aufgehäuft. Im Laufe von drei bis vier Monaten oxydiert unter Erwärmung ein großer Teil des bisher säureunlöslichen Kupfers. Nach Ablauf von vier Monaten werden die Erze wieder in die Laugekästen gefüllt und einer zweiten Laugung mit der obenbeschriebenen Lösung unterworfen. Die abgelaugten Erze werden mit einem Restkupfergehalt von 0,4—0,6% auf die Halde gestürzt. Dieser Restkupfergehalt erweist sich als nicht gänzlich verloren, sondern es zeigt sich im Laufe der Jahre, daß das am Fuße der Halde ablaufende Regenwasser noch erhebliche Mengen Kupfer aus dem Erz gelöst hat, sodaß das Wasser gefaßt und ebenfalls mit Schrott entkupfert wird. Um von den Niederschlägen unabhängig zu sein, beginnt man ab 1902 die Halden künstlich zu bewässern, wobei sich herausstellt, daß man durch Berieseln mit Eisenchlorürhaltigem Wasser größere Kupfermengen aus der Halde gewinnen kann. Nach diesem Verfahren wurden die geförderten Erze bis zum Jahre 1924 verarbeitet.

Außer auf den Gruben Oskar und Mina fand bereits in den 80er Jahren in dem durch den Beuststollen aufgeschlossenen Grubenfelde Friederike ein beschränkter Bergbau statt. Im Jahre 1912—1914 wurde zwischen Kilian- und Beuststollen eine Verbindungsstrecke hergestellt, die es ermöglichte, aus dem Diemeltal, wo ein eigener Bahnanschluß erworben wurde, den Materialverkehr von und zur Bahn durch eine eigene Kleinbahn zu bewältigen. In den früheren Jahren hatte der gesamte Materialtransport per Achse durch die Stadt erfolgen müssen. Nachdem einmal die Verbindung zum Kilianstollen hergestellt war, befaßte man sich auch näher mit dem Erzvorkommen des Feldes Friederike und trieb eine Versuchsstrecke von den alten bekannten Abbaustellen aus nach Osten. Nach Durchstoßen einer etwa 200 Meter langen Strecke traf man auf ein bisher noch unbekanntes Erzvorkommen rein sulfidischer Natur. Dieses wurde im Laufe der Jahre weitgehendst durchforscht.

Nach Beendigung des Krieges und mit Einsetzen der Inflation machte sich eine allgemeine Brennstoffknappheit fühlbar. Es gelang zu Zeiten weder die notwendigen Mengen Koks für den Hüttenprozeß, noch die notwendigen Mengen Kohle für die Krafterzeugung herbeizuschaffen. Aus diesem Grunde fanden in den Jahren 1918—1924 häufiger Arbeitsunterbrechungen statt. Man entschloß sich daher im Jahre 1920 eine Wasserkraft, welche die Hütte an der Diemel besaß, weiter auszubauen, um die „weiße Kohle“, das Wasser, dem Betriebe nutzbar zu machen; so glaubte man weitgehendst gegen die Folge der Kohlenknappheit, mit der man damals noch für längere Zeit rechnete, gesichert zu sein.

Es sei hier noch nachgeholt, daß im Jahre 1907 das bisher benutzte Grubengeleucht, bestehend aus Öllampen, abgeschafft und Karbidlampen dafür eingeführt wurden.

Im Jahre 1924 trat eine grundlegende Veränderung in den Lebensbedingungen des Marsberger Kupfererzbergbaues ein. Man erkannte damals am Ende der Inflation, daß eine Fortführung des Bergbaues unter den neuen Verhältnissen nach den alten Methoden undurchführbar war. Die gegen die Vorkriegszeit gestiegenen Materialausgaben und Löhne bei gleichzeitig sinkendem Kupferpreis forderten eine grundlegende Vereinfachung und Umgestaltung des Betriebes, um ein wirtschaftlich tragbares Verhältnis zwischen Herstellungskosten und Verkaufspreis wieder zu erreichen. Zu diesen wirtschaftlichen Schwierigkeiten traten noch besondere Betriebsschwierigkeiten hinzu. Wie bereits oben geschildert, nahm der Anteil der sulfidischen Erze an der Förderung im Laufe der Jahre immer mehr zu und betrug schon im Jahre 1912 etwa

90% der Gesamtförderung. Aber auch die sulfidischen Erze hatten sich mit fortschreitendem Abbau in ihrem Gesamtcharakter geändert: Der Anteil an Buntkupfer war zurückgegangen und der Anteil an Kupferglanz gestiegen. In dieser gegen früher grundsätzlich veränderten Zusammensetzung ließen sich die Erze nicht mehr nach dem alten „Grünhaufen“-Verfahren verarbeiten. Da die Veränderung der Zusammensetzung des geförderten Erzes aber nur allmählich und im Laufe von Jahren eingetreten war, hatte man dies nicht sofort erkannt, zumal man sich auf Grund des damaligen Standes der Wissenschaft ein falsches Bild von den chemischen Vorgängen beim „Grünhaufen“-Verfahren gemacht hatte.

Als man dann im Jahre 1924 klar erkannte, daß das „Grünhaufen“-Verfahren zur Verarbeitung der jetzt zur Verfügung stehenden Erze versagte, sah man zunächst keine Möglichkeit, den Betrieb weiterzuführen. Der Bergbau wurde daher am 1. Juni 1924 vorübergehend stillgelegt.

Im Laufe der nächsten Monate gelang es aber, das bisherige Kupfergewinnungsverfahren so abzuändern und den veränderten Verhältnissen anzupassen, daß eine Weiterführung des Betriebes technisch und wirtschaftlich wieder möglich wurde. Das neue Verfahren, das Ende 1924 eingeführt wurde, arbeitete wie folgt: Die sulfidischen Erze wurden wie bisher auf etwa Haselnußgröße zerkleinert und in 13 To fassenden Holzfässern mit Eisenchlorürhaltigen Lösungen durchtränkt. Hierauf wurden die feuchten Erze ohne weitere Behandlung direkt auf die Halde gestürzt. Hier begann nun schon nach wenigen Monaten unter starker Erwärmung ein Oxydationsprozeß, und nach Ablauf von etwa 2 Jahren konnten über 80% des ursprünglichen Kupferinhaltes durch Berieseln der Halde gewonnen werden. Diese Vereinfachung des Kupfergewinnungsverfahrens brachte auch eine beträchtliche Verminderung der Unkosten gegenüber dem alten „Grünhaufen“-Verfahren mit sich. Auch in der Grube wurde das bisherige Abbauverfahren geändert und wirtschaftlicher gestaltet.

Das neue Haldenverfahren hatte aber einen großen Nachteil: Erst zwei Jahre nach Förderung des Erzes konnte das darin enthaltene Kupfer verkauft werden. Infolgedessen verlangte das Verfahren bei seiner Einführung eine erhebliche Kapitalinvestierung. Ein Teil dieses Kapitals konnte beschafft werden durch Auslaugen der noch vorhandenen Kupfermengen aus der alten Halde. Diese Menge aber reichte nicht im Entfernten aus, um den Kapitalbedarf für die Inangangsetzung des neuen Verfahrens in den ersten 2—3 Jahren zu decken. Da die Stadtberger Hütte A. G. ihre gesamten Kapitalreserven in der Inflation fast restlos verloren hatte, konnte sie aus eigenen Mitteln den zur Durchführung

des Verfahrens und damit zur Aufrechterhaltung des alten Kupfererzbergbaues notwendigen Kapitalaufwand nicht bestreiten. Die technische Durchführbarkeit und die Wirtschaftlichkeit des Verfahrens stand fest, sofern die Kupferpreise nicht unter 1,20 RM pro kg fielen. Es fand sich aber zunächst niemand, der das zur Durchführung notwendige Kapital hergeben wollte. Es ist das Verdienst einer Holländisch-Deutschen Bank, das Vertrauen gehabt und den notwendigen Kredit gegeben zu haben. Diese Bank hat es dadurch ermöglicht, daß noch 6 Jahre der für Deutschland notwendige Kupfererzbergbau in Niedermarsberg erhalten werden konnte.

Im Jahre 1927 begann plötzlich ein Steigen der Kupferpreise, das eigentlich ganz unbegründet war. Es wurde hervorgerufen durch den Zusammenschluß der Großproduzenten in Amerika und Afrika, welche ohne Rücksicht auf die Markt- und Produktionsverhältnisse durch künstliche Verkaufsbeschränkung den Preis in die Höhe trieben. Für das Werk hatte diese Preissteigerung zunächst den Vorteil, daß es dadurch möglich wurde, die oben erwähnten Schulden zurückzuzahlen.

Andererseits aber sah man die willkürlich hervorgerufene künstliche Preissteigerung mit sehr gemischten Gefühlen, denn man war sich darüber vollkommen klar, daß ein Rückschlag unbedingt kommen mußte und daß diesem Rückschlag auch das neue Haldenverfahren nicht mehr gewachsen sein würde.

Aus diesem Grunde griff man den Gedanken einer Flotation der Marsberger Erze auf. Versuche in dieser Richtung waren schon vor 1924 und selbstverständlich auch vor Einführung des neuen Haldenverfahrens, damals allerdings mit negativen Ergebnis, angestellt worden. Man hoffte so den Marsberger Kupfererzbergbau nicht zuletzt im Interesse der deutschen Volkswirtschaft vor den Schwierigkeiten der Zukunft zu sichern.

Aber diese Pläne, die den Marsberger Bergbau auf eine gesunde moderne Basis stellen sollten, wurden zunichte, als am Gründonnerstag des Jahres 1930 das internationale Kupferkartell sich gezwungen sah, seine bisherige Preispolitik aufzugeben und so der befürchtete Kupferpreissturz begann. Man war sich sofort klar, daß dieses erste Abrutschen des Kupferpreises das Ende vom Liede bedeutete. Der Bau der geplanten Flotationsanlage mußte daher eingestellt werden. Da das weitere Abgleiten des Kupferpreises ins Bodenlose zur immer stärkeren Gewißheit wurde, entschloß man sich am 1. Juli 1930 den gesamten Grubenbetrieb stillzulegen und einer außerordentlichen Generalversammlung der Gesellschaft am 1. Nov. 1930 die Liquidation vorzuschlagen; es war eine

Weiterführung des Betriebes weder nach dem Haldenverfahren noch nach dem Flotationsverfahren möglich.

Es bestand noch eine Hoffnung, den uralten Marsberger Kupferbergbau, der seit 1835 wieder geblüht hatte, der deutschen Volkswirtschaft zu erhalten. Es wurde versucht, den Staat, bzw. eine öffentlich rechtliche Elektrizitätsgesellschaft für den Weiterbetrieb zu interessieren, wobei die gesamten Gruben, Fördermittel und die bereits zur Hälfte fertiggestellte Flotationsanlage völlig unentgeltlich von der Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden sollten. Leider scheiterten diese Bemühungen, für die sich auch einsichtige Politiker und die örtlichen Verwaltungsorgane einsetzten, an der Einsichtslosigkeit der maßgebenden Regierungsstellen. So mußte die Stadtberger Hütte ihre Gruben am 1. April 1931 endgültig ersaufen lassen.

In den folgenden Jahren wurde mit dem Abbruch der Gebäude und dem Verkauf der maschinellen Anlage, soweit dies möglich war, begonnen. Ein geringer Teil der früheren Belegschaft fand weiterhin noch Arbeit mit der Aufarbeitung und dem Schmelzen des Kupfers, das noch aus der Halde ausgelaugt werden konnte. Der Kupferpreis war inzwischen immer weiter gefallen, so daß er im Jahre 1932/33 nur noch 0,42 RM. pro 1 Kg. betrug. Damit schienen auch die letzten Hoffnungen auf eine etwaige Wiederinbetriebnahme der Hütte zerstört.

So wurde der restliche Immobilienbesitz im Jahre 1934 an eine Arbeitsgemeinschaft, die sich zum größten Teil aus ehemaligen Arbeitern und Angestellten zusammensetzte, mit allen Rechten und Lasten verkauft. Diese Arbeitsgemeinschaft führte die Behandlung der Halde zur Gewinnung des restlichen Kupfers durch und sicherte damit den noch beschäftigten Arbeitern für eine kurze Zeit eine, wenn auch sehr bescheidene Existenzmöglichkeit.

Inzwischen bemühte sich diese Arbeitsgemeinschaft in engster Zusammenarbeit mit den örtlichen Verwaltungen und den zuständigen Regierungsstellen, eine Grundlage zu schaffen und Vorarbeiten zu leisten, die zu einer Wiederinbetriebnahme der Hütte führen sollten.

So wurde dann am 1. April 1935 unter Führung der Vereinigten Deutschen Metallwerke, einer Tochtergesellschaft der Metallgesellschaft Frankfurt am Main, eine Studiengesellschaft gegründet, die sich zunächst mit der Frage beschäftigte, ob und unter welchen Voraussetzungen eine Wiederinbetriebnahme der Kupferhütte möglich sei. Die Gesellschaft übernahm von der Arbeitsgemeinschaft den gesamten Gruben- und Hüttenbesitz. Am Tage der Nationalen Arbeit, am 1. Mai 1935

wurden 20 Bergleute eingestellt, die unter Leitung eines Bergingenieurs die inzwischen zu Bruch gegangenen Strecken wieder fahrbar machten. Man stellte umfassende und sorgfältige Untersuchungen an über Umfang, Güte und Abbaumöglichkeit der Kupfererzvorkommen; zugleich aber auch wurden ausgedehnte Versuche unternommen, um festzustellen, welches Verfahren zur Gewinnung des Kupfers am geeignetsten und wirtschaftlichsten sei. Die Untersuchungen der Gruben und die Versuche zur Kupfergewinnung führten zu dem erhofften Ergebnis, sodaß im April 1936 endgültig die Wiederinbetriebnahme des Bergbaues und der Bau einer neuen Hütte beschlossen wurde.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die völlig veralterten Anlagen, der schwierige Erzcharakter mit geringem Kupfergehalt, ließen eine Inbetriebsetzung der bestehenden Anlagen nicht zu. So wurde auf dem Gelände der „oberen Hütte“ eine neue Kupferhütte errichtet, die nach einem völlig neuen, dem Röstlauge-Verfahren arbeitet. Dabei handelt es sich um eine chlorierende Röstung des Erzes mit Kochsalz, um so den Kupferinhalt des Erzes in eine lösliche Form überzuführen; dann folgt eine Laugung mit Wasser und verdünnter Salzsäure. Aus dieser Lauge wird das Kupfer unter Zusatz von Eisen wieder ausgefällt und man gewinnt das sogenannte Zementkupfer. Der Röstbetrieb selbst erfordert eine entsprechende Vorbereitung des Erzes. Deshalb gehören zu der neuen Hütte umfangreiche Zerkleinerungsmaschinen, ausgedehnte Bunker und eine Dampfkesselanlage zur Erzeugung von Heißwasser für den Laugereibetrieb. Moderne Transporteinrichtungen, Werkstätten, Magazine und Laboratorien beschließen den Kreis der neuen Werksanlagen, die mit einer Gesamtbelegschaft von etwa 250 Mann arbeiten.

So ist es im neuen Reiche den vereinten Bemühungen der verantwortlichen Männer von Staat, Partei und Wirtschaft gelungen, den uralten Marsberger Kupfererzbergbau, der bereits sein Ende gefunden zu haben schien, neuzubeleben. Nicht nur weite Kreise unserer Volksgenossen finden auf der neuen Hütte Arbeit und Brot, sondern darüber hinaus wird der deutschen Volkswirtschaft wertvolles und hochwertiges Kupfer gewonnen. Wir hegen die berechtigte Hoffnung, daß nun eine neue Blüte des Marsberger Bergbaues beginnt.

Noch mehr als die Kupferfabrikation blühte hier, und zwar schon recht früh die Eisenindustrie. Eisenstein oder Eisenerz wurde in verschiedenen Gruben des Marsberger Feldes, bei dem Kloster Bredelar, bei Giershagen und besonders bei Brilon gegraben. Nach einem Privileg, das der Erzbischof Dietrich am 23. September 1448 der Stadt Brilon

erteilte, war die Gewinnung von Eisen für diese Gegend, wo schon im 14. Jahrhundert der Eisenbergbau betrieben wurde, ein bedeutender Erwerbszweig.¹⁾

In Marsberg fabrizierten zahlreiche Eisenhütten an der Glinde aus den Eisenerzen, die aus den eben genannten Gruben und auch aus Waldeck und dem Paderborner Hochstift bezogen wurden, das Gußeisen. Dieses wurde auf mehreren Eisenhämmern verarbeitet. Die Hütten und Eisenhämmer waren meistens in Privathänden. Das Stift der Oberstadt besaß eine Schmelzhütte an der Glinde und einen Eisenhammer an der Diemel. Auch war sowohl die Oberstadt wie die Altenstadt im Besitze mehrerer Hütten und Eisenhämmer. Die Hüttenarbeiter wohnten besonders zahlreich in der Altenstadt.²⁾

Mit dem hier bereiteten Eisen betrieb Marsberg einen lebhaften Ausfuhrhandel. Besonders wurde hier, wie in Iserlohn, der sog. „Ose-mund“ hergestellt, eine vorzügliche Art gehärteten Stangeneisens. Auch Geschütze wurden hier verfertigt. Bei der früheren Vitriolhütte, in deren Nähe eine alte Eisenhütte lag, sind wiederholt Kanonenkugeln ausgegraben worden. Ein besonderer Zweig der Eisenindustrie der Oberstadt war die Herstellung von Ringen zu Panzerhemden für Ritter, Reisige und Knappen. 500 Panzerschmiede sollen in der besten Zeit hier tätig gewesen sein.³⁾

Die Tüchtigkeit der hiesigen Metallhandwerker war weithin bekannt. W. Richter schreibt in seiner „Geschichte der Stadt Paderborn“: „Schwierigeren Aufgaben scheinen die Metallhandwerker von Paderborn damals nicht gewachsen gewesen zu sein. Als 1620 die städtische Wasserkunst beschädigt war, mußte man zur Besichtigung des Werkes Meister aus Marsberg und Blomberg kommen lassen (Stadtrechnungen).“⁴⁾

Im dreißigjährigen Kriege wurden die Eisenschmelzhütten an der Glinde von Grund aus zerstört oder doch so stark beschädigt, daß die Eisenindustrie mehrere Jahre daniederlag.⁵⁾

„Wiederholt“, schreibt Al. Meister,⁶⁾ „waren Hütten und Hammer-schmiede durch die Juden geschädigt worden, die fremdes Eisen ins

¹⁾ G. v. Detten, a. a. O. S. 152. Westf. Zeitschr. Bd. 65 I. S. 245.

²⁾ Siebers, a. a. O. S. 28 und 31.

³⁾ G. v. Detten, a. a. O. S. 154 f.

⁴⁾ W. Richter, Gesch. der Stadt Paderborn I. S. 160 Anm. 1.

⁵⁾ Siebers, a. a. O. S. 68.

⁶⁾ Westf. Zeitschr. Bd. 65 I. S. 248 f.

Land brachten und selbst Eisen verhütteten und auch Unterschleife bei Ankauf von Hütten- und Hammerwerken sich zuschulden kommen ließen. Die Bergordnung hatte den Juden das Eisengewerbe und den Eisenhandel bei 200 Reichstaler Strafe untersagt. Aber der Erfolg scheint ausgeblieben zu sein. Schon 1678 mußte ihnen der Eisenhandel wiederum ausdrücklich verboten werden, und dieses Verbot war trotz einer Eingabe der Marsberger Juden aufrecht erhalten worden. Gleichwohl scheinen die Juden auch fernerhin sich in die Eisenindustrie gemischt zu haben, denn der westfälische Landtag von 1767 führte Klage darüber, daß sie ungescheut mit Kupfer und Eisen Handel trieben. Ein erneutes Verbot des Kurfürsten vom 27. August 1768 wurde notwendig.“

Die gesamte Metallindustrie wurde lange Zeit nur durch Glühung von Holzkohlen betrieben, die in Marsberg aus den städtischen Wäldungen und, nachdem diese nicht mehr ausreichten, aus den waldeckischen Wäldern bezogen wurden. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde, zunächst im Siegerland, der Hochofenbetrieb eingeführt, wozu bald darauf als Feuerungsmittel die Steinkohle benutzt wurde.¹⁾ Da indessen in Marsberg wegen der weiten Entfernung der Kohlenzechen keine Steinkohlen zu haben waren, die Beschaffung der Holzkohlen aber aus weit entlegenen Wäldern mit zu großen Unkosten verbunden war, geriet die große Eisenhütte an der Glinde, die den hiesigen Eisenhämmern bis zuletzt das Gußeisen geliefert hatte, im Jahre 1814 in Verfall. Sie war zuletzt Eigentum der Familie Rhoden in Arolsen gewesen und mußte während des Betriebes wöchentlich an die Oberstadt eine Abgabe von einem Taler zahlen.²⁾ Nach und nach verschwanden auch die Eisenhämmer, 1817 der letzte; es war der Mos- oder Maxhammer, der von 1807 bis 1817 durch den Faktor Böhmer betrieben worden war.

Oben wurde schon darauf hingewiesen, daß sich die Berg- und Hüttenleute stets durch Religiosität und Frömmigkeit auszeichneten. So war es auch in Marsberg. Als Schutzpatron verehrten sie in besonderer Weise den hl. Antonius von Padua. Dieser wird im Volksmunde „der Wiederbringer verlorener Sachen“ genannt und wird mit Vorliebe angerufen, so oft man etwas sucht. „Mit diesem Patronat“, meint H. Samson,³⁾ „mag es zusammenhängen, wenn im Herzogtum Westfalen an manchen Orten der hl. Antonius von den Bergleuten, die die Schätze im Innern der Erde suchen, als Schutzheiliger verehrt wird.“

¹⁾ G. v. Detten, a. a. O. S. 160.

²⁾ Petrasch, Chronik von Obermarsberg S. 29.

³⁾ Die Schutzheiligen. Paderborn 1889. S. 93.

Im Grubenbezirke Brilon wird sein Gedenktag, der 13. Juni, durch einen Gottesdienst gefeiert, dem die Bergknappschaft beiwohnt.“

In Marsberg hatten die Bergleute sogar eine eigene Antoniuskapelle. Sie stand vor der Stadt, etwa zehn Minuten vom Oestertore entfernt, unmittelbar vor dem Eingang in einen Kupferstollen. Der „Antonius-Schacht“ erinnert noch an die ehemalige Kapelle. Caspari¹⁾ schreibt von ihr: „Sie scheint im 16. Jahrhundert von der Gewerkschaft erbaut worden zu sein, und zwar zunächst zu dem Zweck, daß die Bergleute vor der Einfahrt in die Grube in ihr gemeinschaftlich das Gebet verrichteten. Sie hatte auf der südlichen Langseite den Eingang und mehrere Fenster, im Innern einen Altar mit den steinernen, lebensgroßen Statuen des hl. Antonius und der hl. Anna. Es waren in ihr mehrere Messen gestiftet,²⁾ die jetzt in der Pfarrkirche gelesen werden; bei der Bittprozession ins Feld an den zwei ersten Tagen der Kreuzwoche pflegte in dieser Kapelle, an der die Prozessionen vorbeigingen, die hl. Messe gelesen zu werden. Als im 18. Jahrhundert der Bergbau hier erlahmte, als namentlich der Stollen neben der Kapelle gar nicht mehr betrieben wurde, wurde auch diese Kapelle ganz vernachlässigt. Am 20. Oktober 1820 stürzte sie größtenteils ein; sie wurde dann zum Abbruch verkauft. Ein Kreuz, das unmittelbar am Wege nach Hesperinghausen errichtet ist, soll die Erinnerung an die frühere Kapelle wachhalten. Die Bergleute aber, die heute ebenfalls noch den hl. Antonius als ihren Schutzpatron auch durch feierlichen Gottesdienst an seinem Festtage verehren, halten jetzt ihr Morgengebet vor der Einfahrt in die Grube in einem Betsaale, der gerade über dem Eingange in den Kiliansstollen am Jittenberge erbaut ist.“³⁾

Der besonderen Verehrung des hl. Antonius durch die hiesigen Berg- und Hüttenleute verdankte vielleicht auch der Antonius-Altar, der in der alten Magnuskirche an der Südseite vor dem sog. Triumphbogen stand, seinen Ursprung; ebenso der Antonius-Altar in der früheren Kapuzinerkirche, der im Jahre 1812 für 10 Taler 40 Stüber nach Alme verkauft wurde, wo er Jahrzehnte als Hochaltar diente.

Wie auf Antonius, so wurde von jeher auch auf Silvester, am letzten Tage des Jahres, „gefeiert“. An beiden Tagen versammelten sich des Morgens die Bergleute, bekleidet mit Bergmannsbluse und Bergmanns-

¹⁾ A. a. O. S. 68.

²⁾ Für den Dienstag in der Bittwoche war dort eine Messe für Adam Heinrich Todt gestiftet.

³⁾ Gegenwärtig besteht die Sitte, vor der Einfahrt zu beten, nur noch auf der Grube Mina.

mütze, vor dem Konferenzgebäude der Hütte. Von dort zogen sie unter Anführung des Obersteigers in feierlichem Zuge mit ihrer Antonius-Fahne zur Pfarrkirche, wo sie dem für sie gehaltenen Hochamte mit Predigt beiwohnten. Dem Zuge voran schritt der Tambour und rührte die Trommel. Nach dem Gottesdienste wurde die Fahne ebenso feierlich zur Arbeitsstätte zurückgebracht.

Auf Silvesterabend wurde auf der Hütte von den Hüttenleuten das Te Deum feierlich gesungen; die Bergleute sangen das Te Deum am vorletzten Tage des Jahres, weil sie auf Silvester nicht arbeiteten.

Neben dem hl. Antonius von Padua wurde von den Bergleuten in vorzüglicher Weise die hl. Anna verehrt. Hierüber schreibt H. Samson; „Anna ist die Schutzheilige der Bergleute. Ueberall in erzreichen, namentlich aber in silberreichen Gebirgen findet man St. Annenkirchen oder Annenkapellen; ja, es sind ganze Städte nach ihr benannt, z. B. Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Maria, die Tochter Annas, wird in der Hl. Schrift mit dem Monde und dem Silber, Christus, der Enkel Annas, mit der Sonne und dem Golde verglichen, woraus man dieses Patronat erklärt. Für die Bergleute in Böhmen ist der Annatag ein Feiertag, an dem jede Arbeit ruht. In Gutwasser, Birkenberg, Pilsen und anderen Orten wohnt die ganze Bergknappschaft in Festtagskleidern der hl. Messe bei, die mit Musik gehalten wird, und zieht dann in Prozession, wie sie gekommen ist, auf ihren Sammelplatz, worauf ein Festmal gehalten und ein frohes Volksfest gefeiert wird, das durch die dunkeln Uniformen der Bergknappen und die bunten Trachten der Frauen und Mädchen einen malerischen Anblick darbietet. In dem gewerbereichen Sachsen wurde schon im Mittelalter der St. Annatag mit besonderer Feierlichkeit begangen. Friedrich der Weise erwirkte im Jahre 1494 ein Breve, um in Sachsen den Annatag als hohen Festtag zu feiern.“¹⁾

Ähnlich war es früher in Marsberg. Auch hier hielten die Bergleute die hl. Mutter Anna hoch in Ehren. Daraus erklärt sich das öftere Vorkommen der Annenbilder in den hiesigen Kirchen. So befand sich eine lebensgroße steinerne Statue der hl. Anna in der eben erwähnten Antoniuskapelle der Bergleute vor dem Oestertore. Eine gar prächtige Annenstatue aus dem späteren Mittelalter steht noch in der Stiftskirche der Oberstadt am ersten Nordpfeiler des Mittelschiffes, eine sog. „Anna-Selbdritt“.²⁾ Eine Statue der hl. Anna aus der Renaissancezeit befindet sich auch in der Pfarrkirche der Unterstadt. In der früheren Kapu-

¹⁾ H. Samson, a. a. O. S. 53 f.

²⁾ Die Mutter Anna trägt das Jesuskind, während Maria zu ihren Füßen steht. Über Selbdritt (mettertia) vergl. H. Samson, die Schutzheiligen S. 52.

zinerkirche aber war sogar ein Altar zu Ehren der hl. Mutter Anna aufgestellt, der 1812 für 12 Taler 7 Stüber nach Essentho verkauft wurde, wo er bis auf den heutigen Tag als Hochaltar dient.

Auch die hl. Barbara, die Patronin des Wehrstandes, die auf ihren Bildern den Turm als Abzeichen hat, gilt als Schutzheilige der Bergleute wie überhaupt aller jener Gewerbe, die zu ihren Arbeiten des Schießpulvers bedürfen. Daß sie auch in Marsberg in besonderer Weise verehrt wurde, geht daraus hervor, daß in der Stiftskirche der Oberstadt eine eigene St. Barbarabruderschaft bestand. Im Jahre 1446 verkauft Johann Balstark dem Dekan der St. Barbarabruderschaft für den St. Benediktus-Altar eine jährliche Rente von zwei Solidi aus seinem Hause in Marsberg.¹⁾

Auch weltliche Feste verstanden die Bergknappen und die Hüttenleute zu feiern. Bei dem „Bergmannsfeste“, auch „Bergfest“ genannt, das bis vor etwa 50 Jahren alljährlich auf dem Schützenplatze am Bomberge gefeiert wurde, ging es besonders hoch her, zumal da die Vorgesetzten, vom ersten bis zum letzten, an der Feier teilnahmen. Man vertrieb sich die Zeit mit allerlei Spielen, mit Tanzen, Scheiben- und Preisschießen, Sacklaufen, Holzschuh-Wettlaufen usw. Ein besonderer Gesangsverein, aus Berg- und Hüttenleuten bestehend, verschönerte das Fest durch den Vortrag eigener „Gruben- und Hüttenlieder“.

¹⁾ Fischer, a. a. O. S. 255. — Es sei hier noch hinzugefügt, daß von alters her in der Pfarrkirche an jedem Sonntage nach der Hochamtspredigt von der Kanzel folgendes „Gebet für das Bergwerk“ gebetet wurde: „Allmächtiger, ewiger Gott, Schöpfer aller Dinge, der du insbesondere uns deine erbarmende Liebe dadurch offenbarst, daß du große Schätze von Kupfererz in unsern Bergen hast sich ablagern und uns auffinden lassen, wir bitten dich in Demut, du wollest auch fernerhin deine milde Hand nicht von uns wenden und Gewerkschaft und Arbeiter segnen. Gib deinen hl. Engeln Befehl, daß sie alle, die unter oder über der Erde, im Bergwerke oder in der Hütte hier arbeiten, vor allem Unglück des Leibes bewahren, daß sie namentlich die Bergleute hineinbegleiten in die Grube und unversehrt wieder herausführen. Bewahre alle vor den Nachstellungen des Geistes der Finsternis, vor Trunksucht, vor schlechten Reden und jeglicher Sünde.“ Als vor einigen Jahren die Hütte still gelegt wurde, hörte das Gebet auf.